

Die Macht der Bedürfnisse oder: Wer nichts will dem fehlt nichts

Marianne Gronemeyer

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung zur Postwachstumsökonomie

am 20.1.2010 in der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg

Wer heutzutage und hierzulande die an die politische und ökonomische Einsicht der Bürger gerichteten Appelle verstehen will, der muss sein Hirn schon ziemlich strapazieren. Denn diese Appelle sind hoffnungslos widersprüchlich und einem scharfen Alltagsverstand kaum zugänglich. Dass man sparsam sein müsse, wenn die Kassen leer sind, das leuchtet unmittelbar ein, und das wird uns ja tagtäglich in hinreichender Deutlichkeit eingehämmert (einmal abgesehen davon, dass es offenbar viel mehr Geld gibt in diesem Lande als die leeren öffentlichen Kassen vermuten lassen). Während wir also einerseits zum Sparen angehalten werden und uns eine neue Bescheidenheit angelegen sein lassen sollen, werden wir andererseits dringlich ermahnt, unserer ersten Bürgerpflicht nachzukommen, will sagen, nach Kräften zu konsumieren, denn nur das werde die sog. Binnennachfrage ‚beleben‘ - wie man sagt - das Wachstum fördern und so Arbeitsplätze schaffen.

Voilà: noch zwei weitere Zumutungen für den normal arbeitenden Verstand: Denn das hat sich ja inzwischen doch auch herumgesprochen, dass unter dem Wachstumswahn uns Erde, Luft und Wasser ausgehen, die Winde verrückt spielen und das Klima kollabiert. Wir wissen doch, dass wir um unserer selbst und unserer Nachkommen willen zur entschiedensten Selbstbegrenzung verpflichtet sind. Und wir wissen auch, dass das Wachstum der Konzerne, ihr immens gesteigerter Profit keinesfalls Arbeitsplätze schafft, sondern im Gegenteil, sie massenhaft wegschafft. Wachstum ist in diesen Größenordnungen ja ohne Beschleunigung nicht zu haben

und beschleunigen lässt sich die menschliche Arbeitskraft nur in engen Grenzen. Die Maschinen können das allemal besser, auch wenn sie dazu einen Riesenappetit auf Energiezufuhr entwickeln. Gesteigertes Wachstum tendiert also nicht dazu, Menschen langfristig in Lohn und Brot zu bringen, sondern im Gegenteil dazu, sie überflüssig zu machen. Je mehr wir tagtäglich mit diesen für unumstößlich erklärten Satzwahrheiten bombardiert werden, desto mehr werden wir irre an uns und unserer Vernunft. Damit werden diese Sätze aber keinesfalls wahrer, nur wir werden dümmer.

Wie ist es aber möglich, dass solche offenkundigen Falschaussagen so unbeanstandet durchgehen? Wie kommt es, dass sich beinahe alle ihnen gläubig unterwerfen, sogar und an erster Stelle die, die sie selbst erfunden haben?

Nun, wir sind sehr gewohnt, unter Konsum**p**licht zu stehen, auch wenn die Mächtigen sich normalerweise schlaue hüten, von Pflicht oder gar Zwang zum Konsum zu reden. Im Gegenteil: dem Konsumenten ist Freiheit versprochen, Wahlfreiheit, die unübersehbare Fülle der Möglichkeiten, auf die er Zugriff hat. Und tatsächlich begnügen sich die Konsumenten faute de mieux mit dieser abgehalfterten Variante von Freiheit, die ihnen das Sortiment im Supermarkt der Angebote lässt, und entschließen sich tapfer, sich unter Zwang frei zu fühlen.

Um dem Wesen des Konsumismus auf die Spur zu kommen, müssen wir das Wesen moderner Macht genauer in Augenschein nehmen. Zum Beispiel müssen wir die Macht nicht nur in ihrer besitzergreifenden Maßlosigkeit, sondern auch und vor allem in ihrer diagnostischen Aufdringlichkeit ins Auge fassen. Mächtig sind nicht nur jene 220 Reichsten der Welt, die sich den halben Globus unter den Nagel gerissen haben, mächtig sind vor allem auch die Experten, die sich anmaßen, darüber zu befinden, was in einer Gesellschaft und über sie hinaus im Weltmaßstab als normal angesehen werden muss, was also ‚Standard‘ ist, wie man heute sagt, oder doch

zumindest Mindeststandard: Bildungsstandard zum Beispiel, Gesundheitsstandard, Lebensstandard, Sicherheitsstandard, Bequemlichkeitsstandard. Unter dem prüfenden Blick dieser schonungslosen Expertendiagnose wird alles, was hinter dem verordneten Standard zurückbleibt, für entwicklungsbedürftig erklärt. Wer über kein Spülklosett verfügt, ist entwicklungsbedürftig. Wer seine Kochwärme nicht aus der Steckdose bezieht, ebenso. Wer etwa glaubt, dass man ohne die Schule gebildet sein kann, ohne Versicherung im Kreis von Freunden sich hinreichend sicher fühlen kann, ohne High-Tech-Medizin leidlich gesund, wer glaubt, dass man ohne das Automobil mobil, ohne Coca Cola durstgestillt sein kann und ohne den Sterbeberater bereit sein zu sterben, der ist überfällig für Bekehrung - und, wo die nicht fruchtet -, für den unnachgiebigen **Zwang** zum Konsumismus, jener neuen Glaubensrichtung, von der der Schriftsteller und Filmregisseur Pier Paolo Pasolini schon in den siebziger Jahren sagte, dass sie der heutige Faschismus sei. Der Konsumismus, die neue Form der Gleichschaltung, unter der alle kulturellen Differenzen lautlos verschwinden. Welteinheitskultur, die Perversion der Gleichheitsforderung.

Die moderne Macht ist absolut unduldsam gegenüber jeder Lebensäußerung und jeder Lebensform, die sich nicht dem Konsum von industriell produzierten Waren und warenförmigen Dienstleistungen verdankt. Produktion und Konsumtion sind schließlich die einzigen Daseins- und Tätigkeitsformen, die dem modernen Menschen übrig geblieben sind. Die 24 Stunden des Tages teilen sich für jeden Bürger in diese beiden Existenzformen: 8 -10 Stunden - wer höher hinaus will auch mehr – sind wir als Produzenten von Waren und Dienstleistungen tätig, sofern wir denn zu den Glücklichen gehören, die über einen Arbeitsplatz verfügen. Die übrige Zeit verbringen wir als Konsumenten oder verrichten Schattenarbeit, jene Tätigkeiten, die wir unbezahlt erbringen müssen, damit wir überhaupt produzieren und konsumieren können: das Pendeln zum Arbeitsplatz auf verstopften Autostraßen,

den Transport der Kinder zu ihren jeweiligen Förder- und Unterhaltungsmaßnahmen, das Einkaufen, das Warten auf Behörden und Ämtern und in Arztpraxen, das Schlangestehen am Fahrkartenschalter, die Reklamation schadhafter Waren, die Wartung und Pflege des Autos, die Mülltrennung, der Gang zur Berufsberatung, die therapeutischen Maßnahmen, die notwendig werden, damit Kinder und Erwachsene ihren institutionellen Alltag überhaupt überstehen können, und so weiter und so weiter. All dies sind Tätigkeiten, mit denen sich die Konsumenten/Produzenten selbst und gegenseitig für ihre Institutionen- und Maschinentauglichkeit zurichten. Schattenarbeit macht immer mehr Teilprozesse von Dienstleistungen, die wir ja bezahlen müssen, zur unbezahlten Obliegenheit der Konsumenten. Inzwischen müssen wir den Banken die Arbeit durch Tele-Banking erleichtern, der Bahn AG durch die Selbstbedienung im Internet, der Telekommunikation ihren Konkurrenzkampf durch penible Preisvergleiche ermöglichen. Immer mehr Zeit muss in diese Handlangerei für den Apparat investiert werden, Zeit, die den Wohltaten, die wir einander gewähren können, abgeht.

Noch wenn wir schlafen, sind wir Schattenarbeiter und Konsumenten: Wir konsumieren dann, abgestellt neben unseren garagierten Autos, unsere eigene Unterbringung, so Ivan Illich, und schlafen uns zurecht für die Anforderungen, denen wir morgen als Produzenten und Konsumenten gewachsen sein sollen. Kurzum:

- Ehe nicht einer ein Konsument und ein Mehrfachklient geworden ist, angewiesen auf die Zufuhr der Versorgungsindustrie, angewiesen auf Serviceleistungen der Dienstleistungsindustrie, kann er nicht als hinreichend loyal gelten.
- Ehe nicht der letzte Erdenbürger zum beliefungsbedürftigen Mängelwesen wurde, zum Drug-addict, zum Junky, der nach den Drogen der Versorgungsindustrie japst und jammert und mit jedem Schuss abhängiger wird, hilfloser, unfähiger, sich selbst zu erhalten;

- ehe nicht diese Abhängigkeit total ist;
- ehe nicht die Kunde von dem, was als normal zu gelten hat, in den letzten Winkel gedrungen ist;
- ehe nicht jeder glaubt, dass sein Mensch-Sein, seine Humanitas, seine Vollständigkeit als menschliches Wesen auf Gedeih und Verderb an den Daseinszutaten hängt, die von der Industrie ausgespuckt werden;
- ehe sich nicht die Überzeugung durchgesetzt hat, dass der Apparat, der Maschinenkoloss alles menschliche Tun in den Schatten stellt;
- ehe nicht der letzte Bauer, die letzte Bäuerin sich als Nahrungsmittelproduzenten verstehen und der letzte Heiler Alternativmediziner geworden ist und sich als Untercharge der modernen Medizin begreift;
- ehe nicht der letzte Weise sich dem Bildungswesen als professioneller Pädagoge subordiniert hat;
- ehe all dies nicht machtvoll durchgesetzt ist, kann die moderne Macht ihrer Mächtigkeit nicht sicher sein.

Verstehen wir es richtig: Der Konsumismus ist totalitär. Niemand darf ihm entkommen. Verrückterweise nicht einmal die Habenichtse der Welt, die hoffnungslos abgehängt sind von der Möglichkeit, als Konsumenten ihr Auskommen zu finden, die niemals als zahlungskräftige Käufer das Geschäft beleben werden. Auch sie sollen sich am Standard messen, sollen in die Konkurrenz um die Weltofferten hineingezwungen werden, Lebensmühe darauf verwenden, sich Millimeter um Millimeter ächzend vorzuarbeiten in die schöne neue Konsumentenwelt, in der der Gelderwerb absoluten Vorrang genießt vor dem Broterwerb.

Alle müssen bedürftig werden. Warum das? Nun, nur wer bedürftig ist, ist beherrschbar. Moderne Macht, Machtgebaren, das auf der Höhe der Zeit ist, ist nicht

tyrannisch oder diktatorisch. Es fuchtel nicht mit Gewalt herum. Moderne Macht ist elegant, von souveräner Unauffälligkeit. Sie wandert in die Bedürfnisse ein, so dass die Unterworfenen wollen, was sie sollen, ihre Unterworfenheit leugnend, befangen im Freiheitswahn.

‘Bedürfnisse’, hören wir auf das Wort. Im ‘Bedürfnis’ steckt das ‘Dürfen’. Wer **bedürftig** ist, wer **Bedürfnisse** geltend macht, hält sich an das, was man wollen **darf**. Und wollen dürfen wir nur noch, was die Konzerne an Gütern und Dienstleistungen im Angebot haben, wie verderblich und schädlich die Produkte auch immer sein mögen. Wer bedürftig ist, kann sich nicht in Gemeinschaft mit andern auf je eigene Weise und mit je eigenen Präferenzen am Leben erhalten. Er kann zu seinem Lebensunterhalt nichts **tun**, er muss alles, was er braucht, **kriegen**. Der Bedürftige ist ein kriegender Mensch in des Wortes doppelter Bedeutung, dass er sich an eine jeweilige Instanz wenden muss, damit ihm gewährt werde, was er zu brauchen glaubt. Dafür muss man bezahlen, meistens cash, gelegentlich mit Wohlverhalten oder mit beidem. Kriegender Mensch ist er aber auch in dem andern Sinne, dass er, um etwas abzukriegen, ‚Krieg‘ führen muss mit allen jenen, die genauso bedürftig sind wie er oder sie selbst. Der Arbeitsmarkt zum Beispiel ist heute ebenso wie Schule und Hochschule ein veritabler Kriegsschauplatz, auf dem sich die gleichermaßen Bedürftigen gegenseitig die Vorteile abjagen müssen. Unsere Sprache ist sehr verräterisch, man muss nur gut auf sie hören. Nicht nur sind bedürftige Menschen in ihrem Wollen auf das reduziert, was sie wollen dürfen, nicht nur sind sie kriegende Menschen, abhängig und kriegerisch gegen ihresgleichen gesonnen. Das, was sie kriegen, heißt bezeichnenderweise Befriedigungsmittel, womit deutlich wird, dass die Bedürfnisbefriedigung einen jeweiligen Kriegszustand vorübergehend befriedet, bis zum Ausbruch des nächsten Bedürfnisses also des nächsten Kriegszustandes.

In den reichen Ländern ist das Projekt des Konsumismus abgeschlossen. Hier hat die moderne Macht ausgesorgt. Die Bewohner der reichen Weltareale sind zu 100 Prozent Konsumenten, in nahezu jeder Lebensverrichtung auf Versorgungspakete angewiesen, bedürftig bis auf die Knochen.

Im retardierenden Rest der Welt steht die Vollendung des Projektes noch aus, wiewohl auch hier der **Glaube** an den Konsumismus sich epidemisch ausgebreitet hat. Nur steht wegen erwiesener Aussichtslosigkeit die Glaubenspraxis hinter der Glaubensüberzeugung noch zurück.

Dass dem Coca Cola-Schluck aus der Dose vor dem nahrhaften Hirsegetränk aus der eigenen Herstellung der Vorzug gebührt, wird auch im südlichen Afrika kaum noch bezweifelt. Dass die von hoch bezahlten Experten exekutierte High-Tech-Medizin der traditionellen Heilkunst den Rang abläuft und deren Heilkraft in das Reich des Aberglaubens verweist, hat sich auch im ländlichen Indien herumgesprochen, obwohl an den Segnungen der hoch gerühmten Hightech-Medizin nur ein Prozent der indischen Menschen partizipieren kann .

Dennoch: es scheint in den ärmsten Ländern nach wie vor ein für die Herren der Erde beunruhigend großes Widerstandspotential gegen die Konsumabhängigkeit zu geben und ein bedenklich großes Vertrauen in die Selbsterhaltungsfähigkeiten. Der unlängst stattgehabte Konflikt um die Nahrungsmittelhilfe, der zwischen südafrikanischen Ländern und dem staatlichen Hilfsprogramm USAid aufgebrochen ist, spricht eine beredte Sprache. Die Afrikaner wollten den genmanipulierten Mais aus Amerika nicht haben. Nicht so sehr, weil sie sich fürchteten, ihn zu essen. In gemahlener Form zum reinen Verzehr würden sie ihn ins Land gelassen haben, um dem Hunger zu wehren.

Sie fürchteten aber, dass sie sich, wenn sie dieses Zeug als Saatgut verwendeten, ein für allemal in Abhängigkeit vom großen Agro-Business begäben, ihre Böden für

ihr eigenes Saatgut unbrauchbar machten und künftig auf den Ankauf patentrechtlich geschützten Saatgutes angewiesen wären. Die Amerikaner lehnten es ab, den Afrikanern gemahlene Mais zu überlassen. So hatten sie nicht gewettet. Afrikanische Selbstversorger sollten Konzernkunden werden, das war der Hintersinn der generösen Hilfsbereitschaft der Weltmacht. Imperialismus getarnt als Nothilfe.

Wir haben gesagt: Bedürfnisse gestatten den Menschen, nur noch das zu erstreben, was man für Geld oder im Tausch erwerben kann und nicht mehr das, was sie aus eigener Kraft und in selbstbestimmter Tätigkeit für sich und andere tun können. Vollkommen widersinnig aber ist, dass die von Bedürfnissen getriebenen Menschen tatsächlich gegenüber den Gegenständen der Begierde, für die sie einen so hohen Einsatz an Zeit und Lebenskraft und Geld leisten, vollkommen gleichgültig sind. Wir haben die Vorstellung, dass Bedürfnisse eine Beziehung stiften zwischen einem begehrenden Subjekt und einem begehrten Objekt. Wäre das so, dann müsste sich ja das Begehren an der Brauchbarkeit und Lebensdienlichkeit oder an der Annehmlichkeit und dem Genuss des Gegenstandes orientieren. Tatsächlich aber begehren Menschen nicht nur Dinge, die vollkommen nutzlos und ungenießbar sind, sie können sogar dazu gebracht werden, energisch Jagd auf Dinge zu machen, die ihnen wirklich schaden. Die mächtige Triebfeder des Bedürfnisses ist eben nicht die Nützlichkeit oder die Freude, die der Gegenstand gewährt oder seine Brauchbarkeit, sondern der **Neid**. Die Unersättlichkeit der Bedürfnisse, die die Produktionsmaschinerie und die Profitdynamik im Gange hält, beruht darauf, dass ich nur begehre, was andere auch begehren oder mehr noch, dass ich etwas begehre, *weil* andere es auch begehren. Bedürfnisse konstituieren Dreiecksbeziehungen zwischen dem begehrenden Subjekt, dem begehrten Anderen und dem begehrten Objekt. Und die Befriedigung kommt nicht aus den guten Eigenschaften des Objekts,

sondern aus dem neidvollen Blick des Andern, in dem ich mich als Beneideter sonnen kann.

Es gibt eine tiefgründige Darstellung des Neides in der von Giotto um 1305/06 ausgemalten Scrovegni-Kapelle in Padua: eine Gestalt steht in einem Feuer, dessen Flammen an ihr emporzüngeln, nach ihr zu lecken scheinen. Ihr Kopf wird im Profil gezeigt, ein übergroßes Ohr ist an ihm gewachsen. Aus ihrem Mund kriecht eine Schlange, die ihr in die Stirn beißt und aus einem Turban ragt ein geschwungenes Widderhorn, das sich zu dem enormen Ohr zurück biegt. Die linke Hand umklammert einen Geldbeutel. Da sind alle Ingredienzien des Neides beisammen. Die Flammen symbolisieren das Verzehrende dieses Lasters. Der Neid ist buchstäblich in der Lage, die Person auszubrennen und ganz von ihr Besitz zu ergreifen. Das Feuer ist aber auch die verwandelnde Kraft, die die Welt Dinge umschmilzt zu etwas, was sie von sich aus nicht sind: in den Flammen des Neides wird alles zum Mittel, nichts hat mehr einen Sinn und Zweck in sich selbst, alles wird unter dem Gesichtspunkt erwogen, ob es mich beneidenswert für andere macht. Das gerüchtesüchtige Riesenohr trägt dem Neider unablässig die Botschaft zu, dass Andere ihm gegenüber im Vorteil sind. Das vergiftet seine Gedanken und macht ihn schafsköpfig dumm. Er klammert sich ans Geld, jenen Inbegriff des Mittels, das in sich selbst keinerlei Brauchbarkeit hat, aber über grenzenlose Tauschkraft verfügt, so dass es alles gegen alles austauschbar macht.

Der Neider kann nichts genießen, sondern nur etwas gewinnen im schnödesten Sinn des Wortes. Er begehrt nichts um seiner selbst willen, nichts ist ihm aus sich heraus erfreulich, angenehm, hilfreich, brauchbar. Zwischen ihn und jeden denkbaren Gegenstand schiebt sich ein Drittes, das misstrauische, argwöhnische Schielen auf den Andern, das ihm den Wert des in Erwägung

gezogenen Objektes, sei es Ding oder Mensch, abzuschätzen erlaubt. Wertvoll ist nur, was andere auch begehren. Gewinn zieht der Neider daraus, dass er für andere, die dasselbe begehren, beneidenswert wird.

„Modernes Denken und Handeln ist tief greifend dadurch bestimmt, dass zunehmend allem, was Wert hat, Knappheit zugeschrieben wird.“ (I. Illich, Vom Recht auf Gemeinheit, 1982, S. 125) Dies gilt vor allem auch umgekehrt: Nur was knapp ist, was nicht jedem zukommt, ist etwas wert, denn nur *weil* es knapp ist, zeichnet es den, der es sich leisten kann, aus und macht ihn beneidenswert. Und beneidenswert will jeder sein, um nicht in Bedeutungslosigkeit zu versinken. In einer Gesellschaft, die ihren Mitgliedern nützliches Tun versagt und sie zu beliefungsbedürftigen Mängelwesen degradiert, entsteht ein wucherndes Bedürfnis nach Sinn. Der neidvolle Blick der Anderen ist ein wenn auch schäbiger Sinnersatz, er verleiht dem Beneideten den Schein der Bedeutsamkeit.

Was heißt Bedürfnisbefriedigung, wenn Neid im Spiel ist? Dann geht es um viel mehr als um schlichte Bedürfnisbefriedigung. Es geht um Erlösung. Die Erlösung, die der Neider sich von den Attributen verspricht, mit denen er sich zum Beneideten empor adelt, stimuliert die Begehrlichkeit mehr als irgendein Objekt der Begierde es je könnte. Jedes beliebige Objekt, sei es schädlich oder nützlich oder keines von beidem, kann Ziel des heißesten Strebens sein, wenn es die wundersame Verwandlung vom Neider zum Beneideten verspricht. Umgekehrt kann die mimetische Begierde, die sich allein durch Neid leiten lässt, nur geschürt werden, wenn die genuinen Beziehungen der Subjekte zu den Gegenständen unterbrochen sind. Solange Menschen zu den Gegenständen ihres Bedarfs in einem Verhältnis stehen, das durch Eigentätigkeit und unverwechselbare Erfahrung *geworden* ist, sind die Gegenstände in der

Biographie der Person verwurzelt, sie sind nicht beliebig austauschbar. Nur käufliche Waren, denen keine lebens- und erfahrungsgeschichtliche Bedeutung anhaftet, die erinnerungslos und leer sind, erlauben ein blindes Umherschweifen der Begierden. Neidhandeln heizt die Bedürfnisse an, es ist imstande, die Begierden an *x-beliebige* Gegenstände zu heften und es macht sie *unersättlich*. Man kann sagen, wer von neidstimulierten Bedürfnissen getrieben ist, ist jemand, der kauft, was er nicht braucht, von dem Geld, das er nicht hat, um dem zu imponieren, den er nicht mag. (Wolfgang Menges)

Es ist schon bemerkenswert zu sehen, wie sich in dem, was einst Tugenden und Laster waren, in der Konsumgesellschaft eine wirkliche Umstülpung vollzieht. Die ehemaligen Todsünden werden zu ökonomischen Tugenden geadelt: Der Neid macht uns zu Konkurrenten und Konkurrenz belebt das Geschäft. Die Habgier lässt uns in unseren Bedürfnissen unersättlich werden und das hält die Wachstumsmaschinerie im Gange. Die Ungerechtigkeit macht uns fit für die Konkurrenz auf dem Weltmarkt. Die Dummheit, hält uns das lästige Grübeln über die Folgen unseres Tuns vom Halse. Der Zorn gibt uns die notwendige Aggressivität, um unsere Herrschaft über die Natur durchzusetzen. Und die Trägheit wird zum Recht auf Bequemlichkeit und Lebenserleichterung umgedeutet und macht uns willig und bereit, unser selbstbestimmtes Tun an die Maschinen abzutreten. Der Unglaube schließlich lässt uns unser Schicksal in die eigene Hand nehmen und stattet uns mit dem eisernen Willen aus, uns nur uns selbst zu verdanken, unserer Planung und Kalkulation und der souveränen Beherrschung unserer selbst und der Natur.

Aber nicht nur der Neid, sondern auch eine andere mächtige Triebfeder hält die Menschen als gierige Konsumenten bei der Stange: die **Sorge**: Die Menschen werden bei ihren Sorgen, Ängsten und Befürchtungen gepackt. Zum Wesen der Sorge gehört ihre Allgegenwärtigkeit und auch lebensvergärende

Eindringlichkeit. Das heißt, dass sie das, worum sie sich ausschließlich dreht, das Leben und dessen Erhalt nämlich, gerade bis auf den Grund vergiftet. Sie ist eine zugleich treibende und lähmende Lebensmelodie. Unablässig verführt sie die Menschen, ihr Heil in der Vorsorge zu suchen, in der Sicherungsanstrengung. Unablässig treibt sie sie an, sich selbst und dem Lauf der Dinge voraus zu sein, besessen von der Zukunft und gegenwartsvergessen: Ihrem wuchernden Wesen zum Trotz schränkt die Sorge die menschlichen Aspirationen ungemein ein, weil sie alle menschlichen Bestrebungen darauf ausrichtet, Gefahren zu wittern und dem Unheil zuvorzukommen. Das ist das, was Jean Baudrillard die trübselige defensive Buchhaltung des Überlebens nannte.

Nicht immer war die Sorge so giftig, so beherrschend und bedrückend. Sie war hilfreicher und maßvoller, als ihre Bedeutungsfülle noch in guter Balance war. Die Sorge ist nämlich in der deutschen Sprache doppeldeutig: „Das deutsche Wort ‚Sorge‘ hat zwei Grundbedeutungen, zwischen denen es durchaus Übergänge geben kann: zum einen ‚sorgen für‘ etwas oder jemanden im Sinn der Fürsorge, zum anderen ‚sich sorgen um‘ im Sinne des ängstlichen Besorgtseins.“¹ Von den beiden einstmals gleichgewichtigen Bedeutungen ist die eine gänzlich ins Hintertreffen geraten, während die andere den Begriff - und die zugehörige Praxis - für sich mit Beschlag belegt hat. Die *Fürsorge* musste der *Vorsorge* weichen. Eine außerordentliche Sprachverwirrung ging damit einher. Fürsorge wurde als eine entmündigende, degradierende und herabsetzende Haltung identifiziert, die denjenigen, dem sie zuteil wurde, in seiner Selbstbestimmung unzumutbar beeinträchtigte, ihn zum Opfer eines unerlaubten Übergriffs machte. Demgegenüber genießt die *Vorsorge* als Garantin der Unabhängigkeit einen guten Ruf. Tatsächlich aber sind die Befunde ganz andere. Die Fürsorge, die Sorge für jemanden oder

¹ Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. Von Joachim Ritter und Karlfried Gründer Band 9, Art. ‚Sorge‘, Basel 1995, Sp. 1086.

etwas, musste in Misskredit geraten, weil uns in der Tat die Möglichkeit, für uns und andere zu sorgen, drastisch beschnitten ist. Durch ihre Verunglimpfung wurde nun dieser Verlust in einen Befreiungsakt umgedeutet. Und während wir einer der schönsten menschlichen Möglichkeiten, nämlich Fürsorge zu üben und uns umeinander zu kümmern, mehr und mehr beraubt wurden, sollen wir uns als Gewinner fühlen. Denn es ist die Pointe und der Ehrgeiz der industriellen Gesellschaft, die Verhältnisse so einzurichten, dass die *Versorgung* lückenlos ist und der Fürsorge nichts zu tun übrig bleibt. Da wir aber nicht mehr in einem substanziellen Sinn fürsorglich für uns und andere sein können, müssen wir uns natürlich um unsere Versorgung ernstlich sorgen. Im Gegensatz zu allem, was wir zu denken gewohnt sind, dass nämlich je mehr und besser wir versorgt sind, wir desto sorgloser sein können, befreit uns die Rundumversorgung mit den Ingredienzien des Daseins keinesfalls von der Sorge. Im Gegenteil, sie beraubt uns der Möglichkeit, sorglos zu sein. Wir können über den Daumen sagen, dass wir umso sorgenvoller in die Zukunft schauen, je umfassender unsere Versorgung ist. Wie das? Wenn wir nicht mehr für uns und andere sorgen können, weil dazu die Notwendigkeit und die Gelegenheiten, die Fähigkeiten, das Vertrauen ineinander, die Zuständigkeit und der Bewegungsspielraum einfach nicht mehr reichen, dann sind wir abhängig davon, versorgt zu werden, und weh uns, wenn die Versorgung aus welchen Gründen auch immer ausbleibt. Folglich: Die Vorsorge, nicht die Fürsorge, bestreitet mir meine Daseinsmächtigkeit.

Sie steht immer unter dem Vorbehalt des Ungenügens. Sie macht die Versorgungsansprüche unersättlich und verlangt angesichts der Bedrängnis meines prekären Lebens immer ‚Mehr-vom-gleichen-Versorgungsmuster‘: mehr Lebensjahre, mehr Gesundheitsmaßnahmen, mehr Leidvermeidung, mehr Zerstreuung und

Ablenkung, mehr Supermarkt, mehr Sicherheitsgarantien und mehr Geld, das vor allem.

Während mich die Fürsorge an den Anderen oder an eine ernstliche Aufgabe verweist, entspringt die Vorsorge meiner Angst um Selbsterhalt und Selbstbehauptung: in der Vorsorge meldet sich die kleinliche, die geizende, die selbstische und ängstliche Sorge, während die recht verstandene Fürsorge großherzig, verausgabend und zugewandt ist. Die Vorsorge ist konsumistisch, die Fürsorge dagegen bringt etwas hervor, das sie verausgaben kann. Wer fürsorglich ist, hat ein Herz für das Schwache. Wer vorsorglich ist, ist der Schwäche gegenüber zutiefst berührungsängstlich. Er kann sie an sich und andern nicht leiden und strengt sich an, ihr mit präventiven Maßnahmen zuvorzukommen. Weh ihm, wenn sie ihn trotzdem befällt.

Die Besorgnisse, so müssen wir uns eingestehen, sind gänzlich ungeeignet, in uns das Vertrauen und die Gelassenheit entstehen zu lassen, die die Vorbedingung dafür sind, dass wir aufhören können, immer mehr zu wollen. Sie heizen im Gegenteil den Drang nach dem Immer-Mehr und Immer-Weiter an. Denn sie zielen auf Sicherheit. Von der aber kann es einfach nicht genug geben, da ja das von Sterblichkeit gezeichnete Leben nun einmal in jedem denkbaren Moment unendlich bedroht ist und das umso mehr, je weniger wir zur Selbstsorge und zur Fürsorge fähig sind.

Es gibt einen sehr plausiblen und sehr einfachen Grund gegen die zunehmende Bedürftigkeit aufzubegehren, die Feststellung, die die Zapatisten in Mexiko zu ihrem Wahlspruch gemacht haben: „Ya basta! Es reicht.“ „Es reicht“, das ist auf wunderbare Weise doppeldeutig: „Es reicht“, das heißt: „Genug ist genug“. Aber es heißt auch: „Wir haben die Schnauze voll“, das Maß der Zumutung ist voll.

Anders als die Sorge, die die Sicherheitsängste schürt, atmet das Genüge und das den Duft der Freiheit, einer Freiheit, die darin besteht, etwas nicht zu brauchen, etwas, an das ich mich gekettet hatte, lassen zu können.

„Eine Gesellschaft, die unter der maximalen Befriedigung der größten Zahl von Menschen den maximalen Konsum industrieller Erzeugnisse versteht, beschneidet die Autonomie des einzelnen auf unerträgliche Weise.“² Das ist die denkbar schärfste Kritik an der Wachstumsmaxime, die ja der harte Kern der konsumistischen Gesellschaft ist. Die Frage ist nur, wer die Beschneidung der Autonomie des einzelnen ‚unerträglich‘ nennt. Sind es diejenigen, denen die Selbstbestimmung bestritten wird, oder wird diese Unerträglichkeit von einem kritischen Beobachter diagnostiziert, der seine Zeitgenossen dabei antrifft, wie sie sich höchst fidel mit der ‚unerträglichen‘ Freiheitsberaubung arrangieren, wenn sie nur hinreichend versorgt sind, mit allem, was sie zu brauchen glauben; wobei dieser Glaube selbst Ergebnis einer Täuschung ist: „Haben wir uns erst einmal angewöhnt, das zu verlangen, was Institutionen produzieren können, glauben wir auch bald, ohne nicht auszukommen.“³

Wie selbstverständlich es für mich geworden ist, zu glauben, dass wir brauchen, was uns industriell und institutionell aufgedrängt wird, wurde mir an einer Beobachtung in Agra, der Stadt, in die Abertausende von Touristen wegen des berühmten Tadsch Mahal pilgern, deutlich. Am Fuße der Burg von Agra, in einer Nische, die durch einen vorspringenden Turm des Befestigungsringes gebildet wurde, saß eine ältere Frau, die diesen Ort durch einige in den Sand gelegte Steine als ihre Heimstatt markiert hatte. Vom Boden schöpfte sie eine Handvoll Sand und rieb damit einen ein wenig verbeulten Aluminium-Topf in rhythmischen Bewegungen so lange aus, bis er in der Sonne blinkte. Meine erste Regung war tiefes Bedauern

² Ivan Illich: Selbstbegrenzung, München 1998, S. 30.

³ Ebenda S. 38.

dafür, dass diese Frau ganz offensichtlich keinen Zugang zu Wasser hatte, der es ihr erlaubt hätte, den Topf auszuwaschen. Aber plötzlich änderte sich der Blick auf das, was ich sah: Sollte ich die Frau bedauern, weil sie kein Wasser hatte, oder dafür bewundern, dass sie es nicht brauchte?

Aber was so einfach klingt, genug genug sein zu lassen, das ist in der konsumistischen Gesellschaft enorm erschwert. Denn die Erfahrung des Genügens kommt nun einmal nicht aus der Versorgung, sondern aus dem „sinnvolle(n) und eigenverantwortliche(n) Tun wirklich bewusster Menschen.“⁴

Und eben dies wird uns ja in einer Gesellschaft, in der für alles gesorgt sein soll, abgenommen. Wir haben uns unser Tun stehlen lassen, und so ist die Quelle versiegt, aus der wir die Erfahrung des befreienden und beglückenden Genügens schöpfen könnten. Wir mögen nicht mehr glauben, „dass wir glücklicher wären, wenn wir zusammen *wirken* und uns umeinander *kümmern* könnten.“⁵

Allgemeine Mobilmachung

Im eigenverantwortlichen Tun waltet ein inneres Gesetz der Mäßigung: es kostet Zeit und Kräfte. Beides steht uns Menschen nur in einem begrenzten Umfang zur Verfügung. Die Verführung besteht darin, diese Grenzen zu sprengen. Mit Hilfe der Arbeitsteilung und dem Einsatz von ‚Energiesklaven‘ (H.P.Dürr), die uns von unserem Tun entfremden und uns zu Geldverdienern machen, hat unsere Befehlsgewalt eine überwältigende Steigerung erfahren. Mit einem einzigen Knopfdruck, einem einzigen Schalterkippen, einer minimalen Handhabung können wir ganze Kolonnen von Arbeitskräften in Dienst stellen, die wir nie kennenlernen werden, denen wir nicht einen einzigen Befehl zurufen. Ich drehe den Wasserhahn auf und beschäftige eine unübersehbare Fülle von dienstbaren Mensch-Maschine-

⁴ Ebenda S. 35.

⁵ Ebenda S. 80.

Komplexen, von denen ich nicht einmal weiß, dass es sie gibt. Ich schalte Licht an, und lasse die Puppen tanzen, ohne mir Rechenschaft über ihre Existenz geben zu müssen. Das einzige, das mich mit diesen dienstbaren Gespenstern verbindet, ist eine gewisse Summe Geldes, die ich irgendwo hinterlege und deren Beförderung an die zuständige Empfangsstelle wiederum Hunderte von Dienstleistern mobilisiert. Ich kaufe ein paar Zwiebeln, die mich – so will es das Gesetz – über ihre Herkunft informieren müssen, und ich lese, dass sie weit gereist sind. Sie kommen aus Argentinien. An der Kasse zahle ich ein paar Cent. Und mit diesem Scherflein habe ich Piloten, Kopiloten, Flugüberwachung, Beladungspersonal, Flugzeugbauer und -konstrueure, die Ölindustrie mit ihrer gesamten Entourage, Agrobusiness, Speditionsfirmen für den Landtransport, die Lastwagenfahrer und die Lastwagenbauer, die Personage der WTO, die die Handelabkommen austüfelt, und zuguterletzt auch die miserabel entlohnnten argentinischen Bauersfrauen und Tagelöhner zu meinen ‚Söldnern‘ gemacht. Vollkommen aussichtslos, eine auch nur annähernd komplette Liste derjenigen zu erstellen, die daran beteiligt sind, dass mein Pfund Zwiebeln auf meinem Küchentisch landet. Denn auch ich bin ja mit meinem Auto auf Straßen, die gewartet und überwacht werden, in den Supermarkt gefahren, dessen Personal meinen Einkauf und meinen Zahlungsverkehr ermöglicht. Ich habe mein Geld von der Bank geholt, hinter der ebenfalls ein gewaltiger Apparat steht und so weiter und so weiter. Und wie lächerlich geringfügig ist mein Einsatz für diese allgemeine Mobilmachung von Mensch und Maschine: die paar Cent, die ich in Bruchteilen einer Stunde mit meiner Arbeit ‚verdient‘ habe, genügen als Gegenleistung für diese ungeheure Mobilisierung von Kräften. Ein überwältigendes Missverhältnis gibt sich, wenn auch nur schemenhaft zu erkennen, und lässt mich ahnen, dass zwischen meinem Versorgtsein und meinem Tun keinerlei Verbindung mehr besteht, weder in der Erfahrbarkeit, noch in der Größenordnung, deren

Dimensionen gigantisch sind. Kein Wunder, dass mich das um den Verstand bringt, will sagen, um das Gespür für Angemessenheit und um das Gefühl dafür, wann etwas genug ist.

Stellen wir uns nur einen Augenblick lang jene anderen Zwiebeln vor, die ihrer Art nach völlig unvergleichlich mit den argentinischen sind. Ich meine jene Zwiebeln, die in meinem Garten gedeihen, auf dem Boden, den ich bearbeitet habe, mit dem Kompost, den ich übers Jahr gesammelt habe, gedüngt, deren Gedeihen ich beobachtet und deren Erntereife ich geduldig erwartet habe und die dann vom Garten in die Küche getragen werden und eine Mahlzeit bereichern. An diesen Zwiebeln kann ich meine Ansprüche ausrichten, denn ich weiß um die Mühe und den Aufwand an Zeit und um die nicht in meiner Verfügung stehenden Kräfte ihres Wachsens, den Regen und die Sonne und alles was im Boden kriecht und wirkt.

Oder: stellen wir uns das Wasser vor, das die afrikanischen Jungen morgens bei Sonnenaufgang von der nahen oder weiter entfernten Wasserstelle herbei getragen haben im Vergleich zu jenem, das aus unseren Wasserhähnen läuft. Wie einfach ist es für diese Jungen zu ermessen, was genug sein bedeutet, denn sie wissen um die Anstrengung, derer es bedarf, um mehr zu haben. Die Unfähigkeit, das Genüge zu erkennen, ist die fundamentale Hilflosigkeit der modernen, vom Wachstumsglauben geschwächten Menschen.

Worauf ich also hören muss, wenn ich das Genüge erkennen will, sind nicht die Einflüsterungen, die mir meine Sicherheitsängste zuraunen. Es ist vielmehr die Stimme der Freiheitssehnsucht und die Freude an dem, was in der Reichweite meines Handelns liegt.

Anhang

Ivan Illich: The Message of Bapu's Hut, in: ders.: In the Mirror of the Past, New York, London 1992, S. 65 ff.

(Gekürzt und aus dem Englischen übersetzt von Marianne Gronemeyer)

„Wie ich heute morgen in jener Hütte saß, in der Mahatma Gandhi gelebt hatte, versuchte ich den Geist ihrer Absicht aufzunehmen und ihre Botschaft in mich einzusaugen.

Zwei Dinge an dieser Hütte sind es, die mich sehr beeindruckten. Das eine ist ihre geistige Ausstrahlung, das andere der Reiz, die Annehmlichkeit, die von ihr ausgeht. Ich versuchte den Gesichtspunkt, welcher Gandhi beim Bau der Hütte geleitet haben mag, zu begreifen. Ich mochte ihre Einfachheit, ihre Schönheit und Geordnetheit sehr. Die Hütte kündigt vom Geist der Liebe und der Gleichheit mit jedermann. ... Ich stellte fest, dass sie aus sieben Arten von Räumlichkeit besteht. Wenn Du hereinkommst, bist du in einem Raum, wo du deine Schuhe lässt und wo du dich leiblich und geistig darauf vorbereitest, hinein zu gehen. Dann kommt der zentrale Raum, der groß genug ist, um eine vielköpfige Familie aufzunehmen. Heute morgen, als ich mich um vier Uhr in der Frühe dort zum Gebet niederließ, saßen noch vier andere Menschen dort, mit dem Rücken an die eine Wand gelehnt, und auf der anderen Seite war genug Platz für noch einmal so viel Menschen, wenn sie nahe zusammenrückten. Dies ist der Ort, in dem sich jeder einfinden kann, um sich zu anderen zu gesellen. Der dritte Raum ist der, in dem Gandhi selbst saß und arbeitete. Dann gibt es zwei weitere Gelasse, eines für Gäste und eines für die Kranken. Und schließlich sind da eine offene Veranda und ein geräumiges Bad. Alle diese Räume stehen in einer sehr organischen Beziehung zueinander.

Ich habe den Eindruck, dass reiche Leute, die in diese Hütte kommen, sich über sie lustig machen würden. Aber aus dem Gesichtspunkt eines einfachen Inders betrachtet, verstehe ich nicht, warum ein Haus größer als dieses sein sollte. Dies Haus ist aus Holz und Lehm gemacht. Um es zu bauen, haben nicht Maschinen, sondern die Hände von Menschen gearbeitet. Ich nenne es eine Hütte, aber in Wirklichkeit ist es ein Zuhause. Es gibt einen Unterschied zwischen einem Haus und einem Zuhause. Ein Haus ist das, wo ein Mensch sein Mobiliar und sonstiges Gepäck abstellt. Es dient mehr der Sicherheit und Behaglichkeit der Habe als der des Bewohners. In Delhi, wo ich untergebracht war, war ich in solch einem Haus, das reichlich ausgestattet war. Das Gebäude war unter dem Gesichtspunkt dieser Ausstattung konstruiert worden. Es ist aus Zement und Mauersteinen gebaut und wie ein Behältnis, in das die Möbel und andere Sachen gut hineinpassen. Wir müssen verstehen lernen, dass alle diese Möbel und die andern Dinge, die wir im Leben unablässig um uns sammeln, uns nie innere Stärke geben können. Sie sind sozusagen die Krücken für einen Krüppel. Je mehr solcher Bequemlichkeiten wir haben, desto mehr wächst die Abhängigkeit von ihnen und schränkt unser Leben ein. Demgegenüber ist die Art von Einrichtung, die ich in Gandhis Hütte finde, von anderer Bestimmung, und es gibt wenig Grund, davon abhängig zu sein. Ein Haus, das mit vielen Dingen für den Komfort voll gestopft ist, zeigt, dass wir schwach geworden sind. Je mehr Lebenskraft wir einbüßen, desto größer wird unsere Abhängigkeit von den Dingen, die wir erwerben. Damit ist es wie mit unserer Abhängigkeit von Hospitälern für die Gesundheit der Menschen und von Schulen für die Erziehung unserer Kinder. Leider sind weder Hospitäler noch Schulen ein Zeichen für die Gesundheit oder die Intelligenz eines Landes. Im Gegenteil, die Anzahl der Krankenhäuser beweist die angekränkelte Gesundheit der Leute und die

Zahl der Schulen ihre Ignoranz. Ähnlich schwächt die Vielzahl der Bequemlichkeit stiftenden Dinge die schöpferische Ausdruckskraft im menschlichen Leben. ...

Diejenigen, die einen Ort beanspruchen wollen, der größer ist als diese Hütte, in der Gandhi lebte, sind arm im Geist, am Leibe und in ihrer Lebensart. Sie tun mir leid. Sie haben sich und ihr lebendiges Selbst einer leblosen Struktur überantwortet. Und dabei haben sie die Beweglichkeit ihres Leibes und die Lebendigkeit ihres Lebens eingebüßt. Sie haben nur noch wenig Berührung mit der Natur und wenig Nähe zu ihren Mitmenschen. ...

Es sollte wirklich klar sein, dass die Würde des Menschen nur in einer selbstgenügsamen Gesellschaft möglich ist und dass sie leidet, wenn die Gesellschaft sich der fortschreitenden Industrialisierung verschreibt. ... Diese Hütte Gandhis zeigt der Welt, wie wir die Würde der einfachen Leute zur Geltung bringen können. Sie ist auch ein Symbol des Glücks, das wir erfahren, wenn wir die Grundsätze der Einfachheit, der Lebensdienlichkeit und der Wahrhaftigkeit befolgen.“